

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 10

Artikel: Heidis Heimatschein
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sammlung zusammenzustellen — eine Frist, die nie und nimmer genügen konnte, um auch den Revisoren ihre Arbeit möglich zu machen. Trotzdem setzten diese bei einigen Flaschen Wein ihr «kontrolliert, für richtig befunden und der Gemeindeversammlung zur Annahme zu empfehlen» darunter. Diese Zustände wurden verhängnisvoll, als der Vorgesetzte und seine Angestellten einrücken mussten und das Büro geschlossen wurde. Jean-Pierre half dem Gemeindepräsidenten das Vieh von den Alpen treiben, die Frauen mussten das Melken lernen und die zurückgebliebenen Männer hatten alle Mühe, den überreifen Weizen unter Dach zu bringen; sechs Wochen besorgte der junge Mann allein die dringendste Arbeit, bis der Notar zurückkehrte.

In dieser Zeit hatte Jean-Pierre sich noch nichts zuschulden kommen lassen; aber die Verhältnisse auf dem Notariat besserten sich nicht. Als man später in der Kasse ein Manko entdeckte, jagte man ihn fort nach der Devise, dass man die kleinen Diebe hängt und die grossen in Freiheit lässt. Jean-Pierre kam in eine Zwangserziehungsanstalt alten Schlages, in der die Zöglinge wegen jeder Kleinigkeit gezüchtigt wurden. Nach einem Jahr trat er «ungebessert und verstockten Herzens», wie er selbst berichtet — als Schmiedelehrling in ein grosse Eisenwerk ein, in dem er sich gut zu bewähren schien, bis einer seiner Kollegen das unheilvolle «Vorbesträft» fallen liess. Dieses einzige schmerzende Wort in die unvernarbte Wunde ge-

nügte, um den Burschen ganz aus der Fassung zu bringen — zum erstenmal im Leben wurde er die Beute des Alkohols, und als später sein Geschäft als Lebensversicherungsagent flau ging, fälschte er Policen, um in den Genuss von vorgetäuschten Provisionen zu gelangen.

«Elf Monate Korrektionshaus!» lautete das Urteil und er musste die Strafe in Thorberg absitzen. Wegen seines Wohlverhaltens wurde ihm ein Teil der Strafe geschenkt, und beim Bau eines grossen Kraftwerkes in den Bergen erhielt er eine gute Anstellung als Werkführer. In jener Zeit lernte er ein Mädchen kennen, das er lieb gewann, das sich jedoch ebenfalls beim Pariawort «Vorbesträft» von ihm abwandte.

«Warum, o Gott», schloss er seine Erzählung, «nimmst du uns Vorbesträfteten nicht die Sehnsucht nach Liebe aus dem Herzen, die Hoffnung, zu lieben und geliebt zu werden?»

«Heute bin ich eigentlich nicht mehr ganz unglücklich», erklärte er mir nach langem Nachdenken. «Scheint die Himmelssonne nicht auch für mich? Darf nicht auch ich nachts in den bestirnten Himmel schauen und Wunder ahnen? Recht glücklich freilich wäre ich erst dann, wenn ich Kinder hätte, und gewiss vermöchten fröhliche offene Kinderaugen die Kruste um mein Herz zum Schmelzen zu bringen. Wenn sich weiche Kinderärmchen um meinen Hals legten, würde ich zufrieden sein und bitten: Herr, schenke den lieben Kleinen ein gütiges Geschick.» Arnold Burgauer.

Heidis Heimatschein

Von Prof. Georg Thüerer

Die bekannteste Mädchengestalt aller Jugendbücher ist eine kleine Bündnerin. Es ist unser «Heidi». Die meisten Schweizerkinder lernten es kennen und lieben, bevor sie selber lesen konnten. Sie sehen, wenn der Name «Heidi» ausgesprochen wird, gleich schon eine trauliche Lampe oder auch eine sonnige Laube vor sich, jedenfalls das liebe Gesicht einer Erzählerin, die Kinder lieb hatte und einem die Geschichte vom Waisenmädchen beim Alp-Oehi droben und bei der deutschen Freundin in Frankfurt drunten zum erstenmal erzählte. Das geht aber nicht nur Schweizerkindern so. Der

Name «Heidi» zaubert auch in viele Wolkenkratzer Amerikas ein würziges Wölklein Alpenluft und die Sehnsucht nach einem einfachen, gesunden Leben. Die beiden Heidi-Bücher sind in mehr als ein Dutzend Sprachen übersetzt. Ja, die amerikanischen Kinder verlangen nach immer neuen Fortsetzungen. Das ist natürlich ein bedenkliches Unterfangen, denn wo eine Dichterin ein Werk abgerundet hat, soll kein Stümper daran herumpfuschen wollen. Wir möchten gerade das Gegenteil tun, indem wir behutsam die Frage aufwerfen: Was war vor der Geschichte da? Woher stammt

denn dieses Bündner Kind, das die Welt zwar nicht erobert, aber beglückt hat? Diese Fragen beschäftigen heute besonders viele Gemüter, da gegenwärtig der Heidi-Film der Präsens-Film AG. läuft.

Natürlich müssen wir zuerst rundweg erklären: Heidis Heimat ist in der Seele der Zürcher Dichterin Johanna Spyri. Ohne diese weise und gute Frau, welche 1880/81 ihre beiden Heidibücher veröffentlichte, gäbe es dieses wunderbare Kind nicht. Frau Spyri schenkte ihm das Leben, und es mag ihr selber ein grosser Trost gewesen sein, als sie drei Jahre später innert Jahresfrist ihren Mann und ihr einziges Kind, einen hochbegabten Sohn, verlor. So wurde sie zur «Geschichtenmutter» einer grossen Leserfamilie.

Aber auch die Dichter holen ihre Gestalten nicht aus der blauen Luft und auch nicht nur aus ihrem Gemüte. Sie wandern mit offenen Augen, aufgetaner Seele durch diese Welt und halten da und dort inne, wo sie ein Fleck Erdboden, ein liebes Wort, kurzum eine *Begegnung in guter Stunde* besonders anspricht. Wo erlebte nun unsere Johanna Spyri diese begnadete Stunde, die zum Segen für Tausende und Abertausende werden sollte?

Schlagen wir das Heidi-Buch auf! Da steht es auf der allerersten Seite. Gerade wie ihr Dichterefreund Conrad Ferdinand Meyer auch in den ersten Zeilen seines Bündner Romans «Jürg Jenatsch» den Ort seiner grossen Begegnung mit seinem grossen Helden festgehalten hat. So gewaltig er dort die Julierpasshöhe schildert, so lieblich führt uns Johanna Spyri in Heidis Welt ein. Wie eine Mutter nimmt sie uns bei der Hand, wenn sie erzählt:

«Vom freundlich gelegenen alten Städtchen *Maienfeld* aus führt ein Fussweg durch grüne, baumreiche Fluren bis zum Fusse der Höhen, die von dieser Seite gross und ernst auf das Tal niederschauen. Wo der Fussweg zu steigen anfängt, beginnt bald das Heidental mit dem kurzen Gras und den kräftigen Bergkräutern dem Kommenden entgegenzuduftet, denn der Fussweg geht steil und direkt zu den Alpen hinauf.»

Wer also vom «Unterland» her nach Graubünden kommt, muss auf der Suche nach Heidis Spuren nicht alle hundertfünfzig Täler durchstreifen. Gleich das erste und grösste der rätschen Täler, das einladend weite Bündner Rheintal ist seine

Heimat. Heidi wohnte also im wuchtigen Torbogen unseres Bündner Landes. Seine Pfeiler heissen Calanda und Scesaplana, der grau-weiss-blaue Bündner Himmel ist das Gewölbe dieser riesigen Alpenpforte und die Schwelle wird von Wiesen, Reben und Bergmatten gebildet.

All das wussten wir, also wir uns eines Tages aufmachten, um die Stätte zu suchen, wo man zu Ehren der Dichterin einen Heidibrunnen errichten könnte. Wir wollten aber noch Genaueres wissen. Noch lebten ja einige hochbetagte Leute in der Heidiwelt, welche sich an das Erscheinen des Buches und wohl auch an seine Dichterin erinnern konnten. Da wohnte die neunzigjährige *Frau Oberst von Sprecher*, die Witwe unseres unvergesslichen Generalstabschefs Theophil Sprecher von Bernegg. Auch im Jeninser Haus *von Salis* war die Erinnerung an Johanna Spyri lebendig geblieben. Aus den Berichten aller Gewährsleute ergab sich, wie uns der Maienfelder Lehrer C. Meinherz erklärte, dass nicht die Guscha, wie Zeitungen immer wieder schrieben, sondern Rofels, das Oberdörfli, das eigentliche Heidi-Dörfli ist. «Der Wahrheit gemäss muss ich Ihnen mitteilen, dass Johanna Spyri nie auf der Guscha war», schrieb Fräulein Sophie von Salis einmal einer Zeitschrift, die den Irrtum weitergab. «Die geschätzte Schriftstellerin war als intime Freundin meiner Mutter öfters auf Besuch bei uns.» Alt Landammann Georg Senti-Zinsli kann sich noch erinnern, wie er damals «als nachbarlicher Knabe» die beiden Frauen wochenlang beisammen sah. «An einem schönen Sommertage gingen sie mit Spazierstöcken ausgerüstet vom Salishaus über Bovel-Böden, Tanners Hof und über das Bergli-Oberdörfli *Rofels* heim. Im Salishaus war der alte Oberst zum Mittagessen bereit. Frau Spyri begrüßte ihn und sagte: «Herr Oberst, heute habe ich die Grundlagen für eine neue Geschichte: das Heidi.» Darauf hat sie eine Woche lang darüber geschrieben. So hat es mir Fräulein von Salis, die Tochter des Obersten, mitgeteilt.»

Wir folgten diesem Fingerzeig der einheimischen gern. Von den grauen Türmen und Mauern des trauten Städtchens Maienfeld führte uns der Weg zwischen Rebmauern bergan. Nach den «Wingerten» kamen «Böngertli», und nach einem Halbstündlein standen wir in Rofels. Ein Schulkind — wir hätten es am liebsten Heidi genannt — zeigte uns das Häuslein, das dort als *Heidi-*

Hüttli gilt, und ein weissbärtiger alter Mann von achtzig Jahren, den wir gern als den Alp-Oehi angesprochen hätten, erzählte uns, wie alles ursprünglich gewesen sei. Lange standen wir vor dem wappengeschmückten Rathaus der *Freien Walser*, die hier ausnahmsweise von ihren Wildenen der Arven und Wettertannen bis ins Rebland hinuntergestiegen waren. Und von hier weg ist also diese Meitja der Freien Walser in die Welt hinausgezogen. Kein Wunder, dass es in der Stadt Frankfurt Heimweh hatte nach diesem Dörfli und seiner weiten Aussicht rheinauf, rheinab. Wir verstehen aber auch, dass sich ihre deutsche Freundin einmal dieses ersehnte Land mit seinen Felsen und Fluren ansehen wollte. Und hierzulande war es, wo das kranke Mädchen gehen lernte. Gibt es etwas Schöneres, als einem schwachen Menschen so beizustehen, dass er selber gehen lernt?

Wie stark dieser *Glaube an Heidis Hilfsbereitschaft* geblieben ist, hielt Frau Oberst von Sprecher 1949 fest. «Ans Pfarramt Maienfeld kam ein Brief aus Dresden, worin eine Mutter von fünf Kindern schreibt, sie lese ihren Kindern das Heidi-

Buch vor, und ihre Kinder liessen nun das Heidi bitten, ihnen zu helfen. Der Herr Pfarrer übergab den Brief einer Dame, die nun regelmässig den armen Kindern etwas zukommen lässt. Gerade jetzt kam ein Dankesbrief von der Familie, die berichtet, dass sie pro Person und Tag nur eine Schnitte Brot und eine Kartoffel bekämen. Die Kinder seien dankbar und meinen immer, dass das Heidi ihre Wohltäterin sei.»

Soll ein Wesen, dem man in der Not, die Kriegen folgt, so hilfreiche Kräfte zutraut, nicht ebensowohl ein Denkmal erhalten wie die grossen Kriegshelden? Freilich, sagte die Schweizer Jugend und legte Zwanziger, Fünziger und Fränklein zusammen, dass im grünen Umkreis von Maienfeld eines Tages ein schöner Heidi-Brunnen rausche. Der Wanderer, der über die Luziensteig kommt, wird dereinst dort zum erstenmal seinen Becher mit Bündner Bergwasser füllen, und manchmal wird sich eine frohe Schulklasse um den Brunnen herum lagern und ein Lied in den schönen Tag hinaussingen, dessen Echo in den Höhen und Herzen weiterklingt — Heidi-Land!

AM SCHLITTENHÜGEL

Wie glänzt der Berg in seinem neuen Schnee!
O Schule, Zwang der Eltern, Kinderweh:
Vor unsern Schlittenfreuden müsst ihr schweigen.
Wir ziehen hügelwärts, wir steigen, steigen —
Und stürzen uns in seligem Ritte nieder
Und jauchzen lustvoll wilde laute Lieder
Den langen Nachmittag. In kühlen Farben
Lacht uns der Himmel.
Goldne Feuergarben
Strahlt Abendsonne, sinkt, und unsere Bahnen
Im Schatten schwankend, kaum sind sie zu ahnen.
Schon glitzert Stern an Stern in kalter Runde.
Es dampft der Hauch aus unserm heissen Munde.
Und lang ruft jeder: Jetzt zum letztenmal,
Zum allerletztenmal fahr ich zu Tal!

Georg Gisi.